



BRUNO GMÜNDER

ROMAN

PAUL,
MEIN GROSSER
BRUDER

Håkan Lindquist

Håkan Lindquist
PAUL, MEIN GROSSER BRUDER

Håkan Lindquist wurde im schwedischen Oskarshamn geboren, wo auch einige seiner Romane und Novellen spielen. 1993 veröffentlichte er den Roman »Min bror och hans bror«, der inzwischen in viele Sprachen übersetzt ist und im Deutschen unter dem Titel »Paul, mein großer Bruder« ein großer Erfolg wurde. 1996 folgte der Roman »Dröm att leva«, der 2008 im Bruno Gmünder Verlag unter dem Titel »Ein Traum vom Leben« erschien, 2003 »Om att samla frimärken« (deutsch: »Der Briefmarkensammler«, erschienen 2010 bei Bruno Gmünder). Seinen vierten Roman »I ett annat land« (2006) (»In einem anderen Land«) verfasste er bei einem Berlinaufenthalt im Jahre 2005. Ebenfalls in Berlin entstand sein Roman »Regn och åska« (»Regen und Gewitter«), der Anfang 2011 veröffentlicht wurde. Augenblicklich arbeitet er an seinem sechsten Roman.

Håkan Lindquist ist der Autor diverser Kurzgeschichten, Artikel und eines Opernlibrettos mit dem Titel »William« Das Werk ist ein Gedankenspiel über William Shakespeare und Christopher Marlowe. Seine Werke sind in vielen Sprachen übersetzt worden. Håkan Lindquist lebt in Stockholm und Berlin. Mehr Infos über den Autor – auch in deutscher Sprache – gibt es unter: <http://hakanlindquist.blogspot.com>. Die E-Mail-Adresse des Autors lautet: hlq@comhem.se

Håkan Lindquist

Paul, mein großer Bruder

Aus dem Schwedischen von Carsten Neumann

BRUNO GMÜNDER VERLAG



Paul, mein großer Bruder
Copyright © 2011 Bruno Gmünder Verlag GmbH
Kleiststraße 23-26, D 10787 Berlin
info@brunogmuender.com

Originaltitel: Min bror och hans bror
Copyright © Håkan Lindquist 2011

Aus dem Schwedischen von Carsten Neumann

Umschlaggestaltung: Frank Schröder
Coverfoto: Copyright © Howard Roffman
www.HowardRoffman.com

Printed in South Korea

ISBN: 978-3-86187-083-2

Alles über unsere Bücher und Autoren:
www.brunogmuender.com

**»Die Ewigkeit liebt alles,
was die Zeit hervorbringt.«**

*William Blake
»The Marriage of Heaven and Hell«*

INHALT

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

DREIZEHN

VIERZEHN

FÜNFZEHN

SECHZEHN

SIEBZEHN

ACHTZEHN

NEUNZEHN

ZWANZIG

EINUNDZWANZIG

ZWEIUNDZWANZIG

DREIUNDZWANZIG

VIERUNDZWANZIG

EINS

502 Tage liegen zwischen deinem letzten und meinem ersten Tag. Trotzdem, irgendwie bist du mir immer nahe gewesen.

Mein erstes eigentliches Bild von dir ist das Schulfoto, das immer auf dem Fernseher im Wohnzimmer stand. Du bist ein dreizehnjähriger Junge, der meiner Mama ähnlich sieht. Dein Haar ist ziemlich lang, schön gekämmt und dunkel. Genau wie das von Mama. Du lachst nicht auf dem Bild. Du siehst mich nicht an, sondern blickst starr auf irgendetwas weit hinter der Kamera und den Klassenkameraden. Ich bin ein fast dreijähriger Junge, der vor dem Fernseher steht und zu deinem Foto hinaufschaut. Die Balkontür neben mir steht offen, einige Schneeflocken suchen ihren Weg in die Wärme und fliegen wirbelnd um dein Bild, bevor sie zu Boden sinken und schmelzen.

»Wer ist das?«, frage ich meine Eltern.

»Das ist dein Bruder«, antwortet Mama und schließt die Balkontür. »Das ist dein Bruder Paul.«

»Er ist gestorben, bevor du geboren wurdest«, erklärt Papa.

Ich friere nur und bin viel zu klein, um das zu verstehen.

Ich schaue das Foto von dir an. Manchmal – wenn ich traurig bin – finde ich, wirkst du auch traurig. Wenn ich fröhlich bin, bilde ich mir ein, ein geheimnisvolles Lächeln um deine Lippen zu sehen.

Ich betrachtete das Foto; ich konnte nicht verstehen, dass du mein Bruder warst und tot bist. Der Gedanke war viel zu abstrakt für mich. Meine Familie bestand aus Mama, Papa und mir. Du warst damals nur ein Gedanke. Oder – vielleicht – eine Sehnsucht.

Als ich etwas älter war – ich muss gerade mit der Schule angefangen haben –, begann ich, meine Eltern über dich auszufragen. Ich wollte wissen, wer du warst, was du getan hast, mit wem du gespielt hast. Du musstest doch gespielt haben, Paul; du bist doch noch ein Kind gewesen, als du starbst.

»Paul war so ein guter Junge«, erzählte Mama, und ihre Stimme klang genauso, wie wenn sie mir Märchen vorlas. »Er war so fleißig. Er malte und zeichnete gern. Alle mochten ihn. Die Lehrer in der Schule. Seine Klassenkameraden. Und die Kinder hier in der Straße. Alle mochten ihn. Und alle waren traurig, als er starb.«

»Waren alle Klassenkameraden auf der Beerdigung?«, fragte ich.

»Nein. Nicht alle. Nur einige seiner besten Freunde. In der Schule hatten sie schon eine Gedenkstunde abgehalten. Die fand einen Tag vor der Beerdigung statt. Trotzdem war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt.«

»Woran ist er gestorben?«

»Das weißt du doch«, sagte sie langsam. »Das habe ich dir schon hundertmal erzählt.«

»Bitte«, bettelte ich. »Ich will, dass du es noch einmal erzählst. Ich will es hören.«

»Er wurde von einem Zug überfahren und war sofort tot«, sagte sie kurz. »Es ging alles sehr schnell.«

»Nein«, sagte ich. »Nicht so. Erzähl wie immer.«

»Paul ging gern im Wald spazieren«, fing sie an. »Ihm machte es großen Spaß, die Tiere und Pflanzen zu beobachten, und er hoffte immer, irgendeinem wilden Tier zu begegnen ...«

»Hat er irgendwann mal junge Füchse gesehen?«, unterbrach ich sie.

Mama lächelte.

»Ja, eines Morgens, als er richtig früh unterwegs war. Ich und Stefan wachten gerade auf, als Paul zurückkam. Er lachte und rief nach uns, sobald er durch die Tür war. ›Wacht auf! Wacht auf!‹, rief er. Dann kam er in unser Schlafzimmer. Er setzte sich auf die Bettkante und erzählte von den jungen Füchsen.«

»Wie alt war er da?«

»Elf oder zwölf, schätze ich mal. Und er erzählte von seinem Waldspaziergang. Er hatte sich auf einen alten, umgestürzten, völlig morschen Baumstamm gesetzt, als er plötzlich ein jaulendes Geräusch hörte. Erst hatte er Angst, erzählte er, doch dann war die Neugier größer. Paul kletterte also auf einen großen Steinblock, um besser zu sehen. Und um besser geschützt zu sein, nehme ich an. Und dort, genau unter dem großen Felsen, sah er drei kleine süße Füchslin, die vor ihrem Bau spielten.«

»Da war Paul wohl glücklich?«

»Ja.« Mama klang etwas traurig. »Da war er wirklich glücklich.«

»Und wie ging es weiter?«, wollte ich nach einer Pause wissen.

»An dem Tag, als er starb, war er im Wald unterwegs«, fuhr meine Mama schließlich fort. »Am Morgen, beim Frühstück, erzählte er, dass er einen langen Waldspaziergang machen wollte. Er hoffte, dass er irgendetwas Neues entdecken würde, etwas, das er vorher noch nie gesehen hatte. Ich machte ihm einige Brote und gab ihm eine Thermoskanne mit. Bevor er ging, erinnerte ich ihn an den Kompass. Für den Fall, dass er sich im Wald verirrt. Der Wald auf der anderen Seite des Weges ist nämlich sehr groß, verstehst du.«

»Was ist dann passiert?«

»Dann ... dann hat Paul etwas sehr Gefährliches getan. Etwas, das du niemals tun darfst. Denk immer daran! Er ging nämlich hoch auf den Bahndamm. Und als der Zug kam, muss er in Gedanken versunken gewesen sein, vielleicht hat er einem Tier nachgejagt oder irgendetwas. Jedenfalls hat er den Zug nicht gehört und wurde überfahren. Und ist gestorben.«

»Hat es wehgetan?«, fragte ich.

Mama schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Es ging so schnell. Da spürt man nicht mehr, ob es wehtut oder nicht.«

Nach einer Weile erzählte sie weiter, aber ihre Stimme klang anders. »Es war der 21. Juli des Jahres, bevor du geboren wurdest«, sagte sie. Es klang, als würde sie es sich selbst erzählen. »Es war übrigens derselbe Tag, an dem sie zum ersten Mal den Mond betraten. Ich erinnere mich, dass ich am Vormittag etwas unruhig war. Irgendwie besorgt. Stefan stand in der Küche und machte den Abwasch. Er hörte Radio. Er sang ein Lied mit, das sie in jenem Sommer ziemlich häufig spielten. *It's the time of the season when*

your love runs high ... Und dann läutete es plötzlich an der Tür. Ich öffnete. Draußen standen zwei Polizisten. Sie baten darum, hereinkommen zu dürfen.

Erst als wir alle vier in der Küche standen, begriff ich, warum sie gekommen waren. ›Ist etwas mit Paul passiert?‹, fragte ich. Der eine Polizist schaute auf den Boden. Der andere nickte und sagte: ›Ihr Sohn ist in einen sehr schweren Unfall verwickelt gewesen.‹ Ich habe nicht richtig begriffen, was er sagte. Das Radio spielte immer noch. Und während er fortfuhr und erzählte, dass Paul gestorben wäre, habe ich geschrien: ›Kann denn niemand dieses verdammte Radio ausmachen!‹ Dann wurde es unheimlich still. Das Einzige, das man hörte, war Stefans Schluchzen.«

Nachdem Mama ihre Erzählung beendet hatte, war die Wohnung nicht mehr wie vorher, sie wirkte anders. Fast unwirklich.

Man stelle sich vor, ich hatte einen Bruder gehabt, der hier gelebt hatte, der in dieser Wohnung herumgelaufen war. Einen Bruder, der mit meiner Mama und meinem Papa gesprochen hatte, der gelacht und hier in unserer Wohnung gespielt hatte. Man stelle sich vor, ich hatte einen Bruder gehabt, der in dem Zimmer gelebt hatte, das jetzt mir gehört.

Als ich noch klein war, habe ich das Foto von Paul immer vom Fernseher heruntergenommen. Ich studierte es genau; hielt es vor meine Augen und versuchte, etwas Neues zu entdecken, etwas, das ich vorher nicht gesehen hatte. Manchmal nahm ich das Foto mit in mein Zimmer, damit *er* es sehen konnte, damit *er* es wiedererkennen konnte. Ich hatte nämlich nicht nur Pauls Zimmer geerbt; ich hatte auch seine Möbel, Spielsachen und Bücher übernehmen müssen; selbst einen Teil seiner Kleidung musste ich auftragen.

Als ich lesen und schreiben lernte, machte ich immer kleine Notizen über meinen Bruder. Hier und da kann ich noch immer kleine Anmerkungen in unbeholfenen Buchstaben und Zahlen finden.

Paul bis Jonas 502 Tage.

Oder: *Es sind 12048 Stunden zwischen uns.*

An den Rand meines Englischbuches der siebten Klasse hatte ich geschrieben: *You are seventeen months away.*

Ich erinnere mich nicht an alles, was ich über Paul gedacht hatte, als ich klein war; ich erinnere mich nur daran, dass ich häufig an ihn dachte und dass es häufig so wirkte, als sei er anwesend. Manchmal verschmolzen wir zu einer Person. Es schien, als ob *ich* schon damals *er* gewesen sei, bereits während *seines* Lebens. Als sei *ich* es gewesen – in einem Traum oder einer verschwundenen Zeit –, der die jungen Füchse, die vor ihrem Bau spielten, an diesem frühen Morgen gesehen hatte; *ich* bin es gewesen, der viel zu beschäftigt damit war, den großen Wald jenseits des Weges zu beobachten, um den herannahenden Zug zu entdecken. *Ich* bin es gewesen, der starb. *Ich* bin es gewesen, der siebzehn Monate später wiedergeboren wurde – man könnte fast sagen – auferstanden ist. Und trotzdem ist es die ganze Zeit er gewesen, Paul.

Manchmal wünsche ich, ich hätte Tagebuch geführt, als ich jung war. Die schriftlichen Beweise über die Nähe meines Bruders während meiner Kindheit beschränken sich auf die Zettel und Notizen, die von der Zeitspanne erzählen, die unser beider Leben trennt.

Als ich geboren wurde, waren 722880 Minuten vergangen.

Dann hörte ich auf, Zettel über Paul zu schreiben. Ich dachte zwar nach wie vor an ihn, aber er wirkte nicht mehr so nahe. Es schien, als würde er langsam verblassen. Aber dann geschah etwas, das ihn wieder zurückbrachte.

Es war einige Tage vor den Sportferien in der Achten. Ich hatte mich zu einem Tischtennisturnier in der Schule angemeldet, aber ein paar Tage vor meinem ersten Spiel schaffte ich es, meine Kelle kaputt zu schlagen.

»Verdammt!«, schimpfte ich sauer und schaute auf den zerborstenen Griff. »Und ich kann mir keine neue leisten. Verdammt!«

Als ich nach Hause kam, war Papa müde und gereizt. Er saß im Wohnzimmer und las eine seiner Angler-Zeitungen. Ich zeigte ihm die Kelle und erzählte, was passiert war.

»Du bist zu nachlässig«, sagte er verärgert. »Wie kriegst du es bloß immer hin, alles kaputt zu machen?«

«Das stimmt doch gar nicht. Warum sagst du so etwas?«

»Schluss jetzt! Siehst du nicht, dass ich lese?«

»Aber, Papa«, bettelte ich und versuchte nicht sauer zu klingen.
»Ich will doch am Schulturnier teilnehmen. Da brauche ich ja wohl eine Kelle, um mitzuspielen, oder?«

»Daran hättest du vorher denken sollen.«

»Wie hätte ich daran denken sollen? Es war doch ein Unfall. Kann ich keine neue bekommen?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Weil das zu viel kostet. Wenn du eine neue haben möchtest, kannst du sie dir selbst zusammensparen. Ich werd doch nicht für deine Nachlässigkeit bezahlen.«

Ich war gerade dabei, das Gespräch mit irgendetwas Bösem und Gemeinem zu beenden, als Mama aus der Küche rief: »Du, Jonas.« Sie beugte sich zu mir runter, als ich bei ihr war und flüsterte fast: »Das renkt sich bestimmt schon wieder ein.«

»Und wie?«

»Du«, sagte sie und legte mir ihre Arme um die Schultern, »es gibt eine oder zwei Kellen auf dem Dachboden. Wenn du Glück hast, sind sie noch in Ordnung. Ich glaube, die tun es noch so lange, bis du dir eine neue kaufen kannst.«

»Auf dem Dachboden? Wem gehören die denn?«

Sie griff nach dem Dachbodenschlüssel, der hinter der Küchentür hing.

»Es waren Pauls«, sagte sie. »Er war richtig gut beim Tischtennis. Er und Daniel haben immer gemeinsam gespielt. Daniel hatte ja eine eigene Tischtennisplatte in seinem Keller.«

»Daniel hat eine Tischtennisplatte? Das wusste ich gar nicht.«

»Na ja, damals hatte er zumindest eine. Ich weiß nicht, ob er die noch hat. Jetzt kann er ja sowieso nicht mehr spielen.«

»Warum nicht?«

Sie lachte auf und sah mich erstaunt an. »Was ist denn los mit dir, Jonas? Ist es dir vielleicht entgangen, dass Daniel seit zwei, drei Jahren an Krücken geht?«

Ich errötete und schüttelte den Kopf.

»Nein, daran habe ich nicht mehr gedacht.«

Daniel war ein Jugendfreund meiner Mama. Als ich klein war, ist er immer mein Babysitter gewesen. Es hatte mich überrascht, als er plötzlich an Krücken bei uns aufgetaucht war. Er war schließlich ein Jahr jünger als Mama. Und sah noch jünger aus. Noch überraschter war ich, als ich den Grund für seine Behinderung erfuhr. Mein Papa – der von Daniels Nähe zu mir und Mama manchmal genervt war – erzählte, dass »zügellooses Saufen« die feinen Blutgefäße in den Beinen zerstört hätte, und Daniel deshalb nicht mehr ohne Krücken gehen könne. »Er ist eben ein armer Teufel!«, sagte Papa. Und auch Mamas eher milde Einstellung zu Menschen im Allgemeinen – und Daniel im Besonderen – konnte keine andere Erklärung geben, auch wenn sie ihre Worte anders wählte: Es war der Alkohol, der Daniels Beine zerstört hatte und ihn zwang, an Krücken zu gehen, obwohl er noch nicht einmal fünfzig Jahre alt war.

»Ich werde dir zeigen, wo die Kellen sind«, sagte Mama. »Ach, nein! Ich wollte ja gerade zu Else gehen. Es ist schon fast drei Uhr. Du musst wohl selbst suchen. Ich glaube, sie liegen im weinroten Koffer. Wenn du sie nicht findest, kann ich dir helfen, wenn ich nach Hause komme.«

Ich öffnete die Tür zum Dachboden. Es war das erste Mal, dass ich allein hinaufging. Ich fand den Lichtschalter und ging durch einen Korridor aus Maschendrahtverhauen.

Unser Speicher war voller Plunder: Skier, Schlitten, alte Lampen, Kleidung und Koffer. Und dann noch eine hässliche dunkelbraune Anrichte. Dahinter konnte ich den weinroten Koffer erkennen. Ich musste auf die Anrichte steigen, um an ihn heranzukommen.

Der Koffer war groß und schwer. Mit ein wenig Mühe war es mir gelungen, ihn auf die Anrichte zu hieven, als das Licht ausging. Ich tastete mich zurück zum Lichtschalter. Dann öffnete ich den Koffer.

Er war größtenteils mit Kleidung gefüllt, aber auch mit einigen Büchern und ein paar Fotoalben. Ich kannte keine dieser Sachen. Es müssen Pauls gewesen sein, dachte ich und fragte mich, warum ich nicht auch diese Sachen übernommen hatte. Ich betrachtete ein Paar dunkelgraue Hosen mit einem kaum sichtbaren Rautenmuster und musste einsehen, dass die Kleidung noch viel zu groß für mich war.

Ich kramte eine Weile und fand eine Tischtenniskelle. Der Gummibelag war ausgetrocknet; er löste sich von der Holzplatte, als

ich mit meiner Hand über die vertrocknete Oberfläche strich. Dann fand ich eine andere Kelle, die aussah, als wäre sie in einem deutlich besseren Zustand. Ich schlug damit vorsichtig auf meine Knöchel. Ja, die taugte noch zu etwas. Dann ging das Licht erneut aus. Ich machte es an und wollte gerade alles wieder einpacken, als ich eine Jeansjacke auf dem Boden des Koffers entdeckte. Eine hellbraune Jeansjacke. Ich zog sie hervor und stellte verwundert fest, dass sie aus Wildleder war.

Sie fühlte sich steif an und roch muffig. Der rechte Ärmel war genau am Ellenbogen kaputt. Aber sie passte mir. Ich behielt sie und packte die anderen Sachen wieder ein. Ich lächelte in mich hinein, als ich zurück zum Treppenhaus ging.

Mama wollte gerade gehen, als ich durch die Tür kam. Ihr Lächeln erstarrte, als sie mich sah.

»Zieh sie sofort aus!«, sagte sie beinahe fauchend.

»Was? Warum denn?«

»Zieh sie aus!«

Papa kam mit der Angler-Zeitung in der Hand in den Flur. Er blieb stehen, als er mich sah.

»Mein Gott!«, murmelte er. Mama hatte Tränen in den Augen.

»Zieh die Jacke aus, Jonas«, sagte Papa und umarmte Mama.

»Aber die passt doch genau«, sagte ich. »Die ist total schick. Solche kann man ja nicht mehr kaufen. Kann ich sie denn nicht behalten?«

Mama fing an zu weinen. Papa legte seinen Arm um sie; er drehte die Augen nach oben und bedeutete mir, die Jacke auszuziehen. Widerwillig gehorchte ich. Mama löste sich aus Papas Arm und riss die Jacke an sich. Die Tränen liefen über ihre Wangen.

»Was ist denn los?«, fragte ich. »Ich verstehe ja, dass die von Paul ist, aber ich verstehe nicht, warum ich sie nicht behalten kann.«

Papa streichelte mir mit seiner trockenen Hand etwas unbeholfen über die Wange. »Es ist die, die er getragen hatte ... als er starb«, flüsterte er.

Mama schluchzte und trocknete sich die Augen mit ihrem Handrücken. »Wie sehe ich denn aus!« Sie seufzte, warf die Jacke von sich und verschwand im Badezimmer.

»Beruhige dich, Jonas«, sagte Papa. »Wir werden später darüber reden. Heute Abend. Aber lass Mama jetzt erst mal weg, sonst wird sie noch trauriger.«

Nach einer Weile kam sie aus dem Badezimmer. Sie lächelte mich etwas verlegen an und strich mir über die Wange. Ihre Hand duftete nach Seife.

»Ich muss jetzt gehen. Else wartet. Ich komme in ein paar Stunden nach Hause. Bis dann!«

Die Tür fiel ins Schloss. Papa sah mich an. Er sagte nichts. Ich fand, dass er plötzlich wie ein kleiner Junge aussah, traurig und ein bisschen unsicher. Er streichelte das hellbraune Wildleder. Dann öffnete er die Tür zur Garderobe und presste die Jacke unter die andere Kleidung auf dem obersten Regalbrett. Er presste sie wirklich. Als ob es ein Kraftakt wäre.

Ich dachte an Paul. Und an Mama und Papa. Plötzlich fühlte ich mich völlig zittrig und schwach. Fast wirr. Ich ging in mein Zimmer und setzte mich auf mein Bett.

Pauls Tod wirkte wieder so nahe. *Paul* wirkte nahe.

Ich hatte die Jacke gesehen, die er während seines letzten Waldspaziergangs getragen hatte. Ich hatte sie sogar anprobiert. Es war nicht verwunderlich, dass Mama sich so aufgeregt hatte und traurig war, als sie mich sah.

Ich dachte über den kaputten Ärmel nach. Konnte es sein, dass er riss, als Paul überfahren wurde? Ja, so muss es gewesen sein. Aber war das möglich? Hätte er die Jacke getragen, als er überfahren wurde, wäre sie doch völlig zerrissen? Wie konnte es sein, dass jemand, der sie getragen hatte, an den Verletzungen, die er bei einem Unfall erlitten hatte, gestorben ist, während die Jacke nur einen Riss am Ärmel abbekommen hatte? Und überhaupt, wie hatte Paul den herannahenden Zug nicht bemerken können? Die Motoren dröhnen doch und der Damm bebt doch ebenfalls. Paul hatte angeblich mitten auf den Gleisen gestanden, das hatten Mama und Papa erzählt.

Warum bist du nicht zur Seite gesprungen, Paul? Woran hast du gedacht? Was hast du im Wald gesehen?

Ich lag auf dem Bett und fühlte mich zum Heulen.